

Massnahmen nötig: Petardenwürfe setzen FC Zürich unter Druck Seite 21

VBZ-Kampagne: Das Werben um Frauen zeigt erste Erfolge Seite 22

Anteil gemeinnütziger Wohnungen soll stark erhöht werden Seite 23

Der Zeichner Johann Rudolf Rahn: Pionier der Denkmalpflege Seite 25

«Und niemand hat eingegriffen»

Walter Steck berichtet über seine Kindheit und Jugend im Zürcher Oberland – als Verdingbub

Als Kleinkind ist er von seinen Eltern weggegeben worden, hat eine Kindheit und Jugend mit Gewalt, Entbehrung und Ausbeutung erlebt: im Heim und bei Pflegeeltern. Heute legt Walter Steck Zeugnis über seine Vergangenheit als Verdingbub ab.

Brigitte Hürlimann

«Ich heisse Walter Steck, und ich bin am 22. Oktober 1946 in Rüti geboren.» So beginnt der ehemalige Verdingbub aus dem Zürcher Oberland zu erzählen, daheim, in seiner kleinen, bescheidenen Wohnung in Horgen. Alle paar Minuten donnert ein Zug nur wenige Meter vor dem Wohnblock vorbei; dann zittert der Küchentisch, es vibrieren die beiden Orangina-Gläser, und Walter Steck, eben erst 65 Jahre alt geworden, muss lauter reden, damit man ihn überhaupt noch versteht. Doch er ignoriert die Züge, scheint sie gar nicht richtig zu bemerken. Konzentriert und ernst legt er Zeugnis ab: von seiner Kindheit und Jugend, von den Entbehrungen und Misshandlungen, die er als Fremdplacierter, als Verdingbub, erlebt hat und die ihn, wie er sagt, bis heute prägen.

Walter Steck vermutet, dass er schon als Kleinkind von seinen Eltern weggegeben worden war – warum, das weiss er nicht, das wagte er weder den Vater noch die Mutter zu fragen, zu denen er ein Leben lang nur spärlich Kontakt hatte und die beide inzwischen verstorben sind. Walterli, wie man ihn nannte, kam zu einer ersten Pflegefamilie in Rüti. Diese hatte gleich zwei Buben aufgenommen, «vermutlich wegen des Geldes», und zog die beiden neben den drei leiblichen Kindern gross.

Essen am Schüttstein

Walter Steck erzählt: «Die fünfköpfige Familie sass am Tisch und ass, wir beiden Pflegebuben mussten am Schüttstein stehen und essen, mit dem Rücken zum Tisch.» Früh hätten sie mit anpacken müssen, und ständig seien sie gezüchtigt und bestraft worden: Schläge mit Lederriemen und Teppichklopfen auf die nackte Haut. Bettnässen etwa war ein Grund für die Schläge gewesen, und oft gab's zur Strafe kein Essen. Als einer Nachbarin die blauen Flecken und Hämatome am Körper von Walterli auffielen, kam die zuständige Frau von der Fürsorgebehörde vorbei und placierte beide Buben um: in die Bauernfamilie ihrer eigenen Schwester in Wappenswil, die einer Freikirche angehörte und wo



Walter Steck, der ehemalige Verdingbub aus dem Zürcher Oberland, als Besucher in der Ausstellung.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

es allen Gebeten zum Trotz mit den Schlägen, dem Nahrungsentzug und mit harter, körperlicher Arbeit weiterging.

Zweimal rannte Walterli davon, doch es gab schlicht keinen Ort, wohin er hätte fliehen können. Nach dem zweiten Wegrennen steckte ihn die Behörde in ein evangelisches Erziehungsheim in Bubikon: «Dort», sagt der 65-Jährige, «findet die Tortur erst richtig an. Ich geriet von der Traufe in die Traufe.» Wenn Walter Steck seine Lebensgeschichte erzählt, so fällt auf, wie gefasst er mit den leidvollen Kindheits- und Jugenderfahrungen umgeht. Es gibt kaum Bitterkeit, nur wenige Schuldzuweisungen, und gleichzeitig ist viel von Vergebung die Rede. Heftig und unversöhnlich wird der ehemalige Verdingbub erst, wenn er von den vier Jahren berichtet, die er im Erziehungsheim erleben musste. Der Heimleiter, sagt Walter Steck, sei ein richtiger Tyrann gewesen; gewalttätig, schon fast sadistisch, böse und unberechenbar: «Und niemand hat eingegriffen, niemand hat ihn gestoppt.» Steck berichtet von den vielen Strafmethoden, vom Einsperrtwerden im sogenannten «Besinnungszimmer», das schlimmer war als jede Gefängniszelle. Er habe tagen, tagaus im riesigen Bau-

ernbetrieb des Heims krampfen müssen, als kindliche Gratis-Arbeitskraft, und nur wenige Stunden pro Woche die interne Schule besuchen dürfen.

Als besonders stossend hat der 65-Jährige die Besuche der Aufsichtsbehörden in Erinnerung behalten: Im Buick sei der Präsident der Heimkommission jeweils vorgefahren, die Buben und Mädchen seien im Sonntagsgewand Spalier gestanden und hätten «Kein schöner Land in dieser Zeit» gesungen, dann seien die Herrschaften rasch ins Innere verschwunden und hätten geschlemmt. Für die Kinder gab's draussen einen Apfel und ein Stück Brot.

Berufliche Karriere

Erst als Walter Steck sein Leben selber in die Hand nehmen konnte, nach dem Heimaufenthalt, ging es aufwärts: angefangen bei der Gärtnerlehre beim väterlich-fürsorglichen Lehrmeister – eine neue, ungewohnte Erfahrung für den eingeschüchterten, unsicheren Buben. Dann die berufliche Karriere, zuerst bei zwei Bankinstituten, später in der Industrie, die Ausbildung zum Krankenpfleger, Reisen nach Lateinamerika und, zurück in der Schweiz, als 35-Jähri-

ger, der Schritt ins Unternehmertum. Zwölf Jahre lang lebte der ehemalige Verdingbub im finanziellen Wohlstand in Horgen, war ein erfolgreicher Geschäftsmann, heiratete, bekam einen Sohn, reiste viel und gründete in Nicaragua eine Sonderschule.

Ein glücklicher Vater

1995 nahm die sorgenfreie Lebensphase ein Ende. Das Unternehmen ging Konkurs, die Ehe scheiterte, gesundheitliche Probleme tauchten auf; Walter Steck, ein gebrochener Mann? Nein. «Sie nehmen aber schon noch einen Kaffee?», fragt er, nachdem er das Geschirr vom Mittagessen weggeräumt hat, und er lässt, bevor das Wasser kocht, eine CD abspielen, auf der sein Sohn am Saxofon zu hören ist. Walter Steck ist heute pensioniert, Aspirant bei der Heilsarmee – und ein stolzer, glücklicher Vater. Er legt eine Geburtstagskarte auf den Küchentisch, in der sein 17-jähriger Sohn mit sorgfältiger Schrift geschrieben hat: «Wir beide sind immer schon ein gutes Team gewesen und werden es in Zukunft auch noch sein.» Es ist das schönste Geschenk, das Walter Steck je zu einem Geburtstag bekommen hat.

Zuhören und verstehen

Wanderausstellung in Zürich

brh. · Seit bald drei Jahren tourt die Wanderausstellung «Verdingkinder reden – Enfances volées» durch die Schweiz, und nun hat sie es endlich auch in die Stadt Zürich geschafft – was gar nicht so einfach war. Jacqueline Häusler vom Verein «Geraubte Kindheit», der die Ausstellung konzipierte und betreut, sagte am Freitag an einer Medienkonferenz in Zürich, es habe kein Museum gegeben, das die Ausstellung aufgenommen hätte, weshalb der oberste Stock im Aussersihler Schulhaus Kern zum Ausstellungsraum habe umfunktioniert werden müssen: eine ungewöhnliche, aber thematisch passende Lösung, kommen doch in der Zürcher Schau neu auch Kinder von heute zu Wort.

«Das Thema Verdingkinder ist nicht nur ein historisches», betonte Jacqueline Häusler. Im Schulhaus Kern gibt es deshalb als «regionales Fenster» eine Hörstation mit Kindern, die über ihr Leben im Heim oder bei Pflegefamilien berichten und in einer Videodokumentation ihre Wünsche und Hoffnungen preisgeben: Man solle sie anhören, heisst es etwa, sie gleich behandeln wie die «anderen» Kinder und nicht über ihre Köpfe hinweg entscheiden. Dass der Umgang mit fremdplacierten Kindern bis heute viel und kontrovers zu reden gibt, dass es manchmal immer noch mit der Aufsicht hapert oder die Mitwirkung der Kinder verbessert werden könnte, darüber wird im Rahmenprogramm zur Ausstellung informiert.

Neben dem aktuellen Bezug will die Ausstellung aber in erster Linie ein düsteres Kapitel der jüngeren Vergangenheit aufarbeiten. Die Ausstellung basiert auf Interviews mit ehemaligen Verdingkindern, die an szenisch inszenierten Hörstationen von ihrem Schicksal berichten. Die Interviews waren im Rahmen von Forschungsprojekten über die Fremdplacierung von Kindern in der Romandie und in der Deutschschweiz entstanden. Und so quetscht man sich also im obersten Stockwerk des Schulhauses Kern in ein Schulbänkli aus den 1940er oder 1950er Jahren, hält eine Schiefertafel in der Hand, hat die Kopfhörer übergestülpt und hört, wie Frauen und Männer berichten: Was sie in der Schule erlebt hatten, wie sie ausgelacht worden waren wegen der zerlumpten Kleider, wie ihnen niemand geholfen hatte, wie sie hungern, frieren und hart arbeiten mussten und dafür oft nichts als Schimpf und Schande ernteten.

Die Ausstellung wird vom 8. 11. 11 bis am 1. 4. 12 im Schulhaus Kern, Kernstrasse 45, 8004 Zürich, gezeigt, jeweils Dienstag bis Sonntag von 11 bis 18 Uhr. Führungen für Schulklassen und private Gruppen nach Vereinbarung (vermittlung@verdingkinderreden.ch).

ANZEIGE

Bürgerliches Campieren auf öffentlichem Grund

Stadtzürcher FDP-Gemeinderäte reichen als Reaktion auf die Occupy-Bewegung ein Gesuch ein

Zwei FDP-Gemeinderäte fordern den Zürcher Polizeivorsteher Daniel Leupi heraus. Sie haben ein Gesuch zur Bewilligung einer politischen Veranstaltung gestellt. Geplant sind ein Zeltlager auf öffentlichem Grund und ein Riesentransparent.

Christina Neuhaus

Die Aktivisten der Occupy-Paradeplatz-Bewegung, die nun schon seit Wochen auf dem Zürcher Lindenhof campieren, werden zunehmend zum Problem für den grünen Stadtrat und Polizeivorsteher Daniel Leupi. In seinem Bestreben, die unbewilligte Manifestation mit Augenmass anzugehen, hat er definitiv zu lange gezögert. Dass er die Aktivisten schliesslich regelrecht

dazu aufforderte, eine Bewilligung einzureichen, wird ihm nun weiteren Ärger eintragen: Als Reaktion auf diese Politik der langen Hand haben der Zürcher FDP-Gemeinderat Marc Bourgeois und seine Rats- und Parteikollegin Tamara Lauber am Freitag ein «Gesuch zur Bewilligung einer politischen Veranstaltung» eingereicht.

Eine Provokation

Die Kundgebung richtet sich gegen «Regierungen und Verwaltungen, bei denen gesetzestreue Bürgerinnen und Bürger immer das Nachsehen haben» sowie gegen eine «globale Verbotskultur und Überregulierung, die dem Individuum keinen Raum zur Selbstentfaltung lässt». Die erwartete Personenzahl wird mit 20 bis 500 angegeben, der Besammlungsort werde «basisdemokratisch und kurzfristig» festgelegt, und

überhaupt müsse eine Blockierung des Verkehrs in Kauf genommen werden. Geplant seien im Weiteren «verschiedene kreative Installationen, insbesondere gut sichtbare Riesentransparente» sowie «Installationen, Versammlungen, Performances, eine Gassenküche und ein Zeltlager».

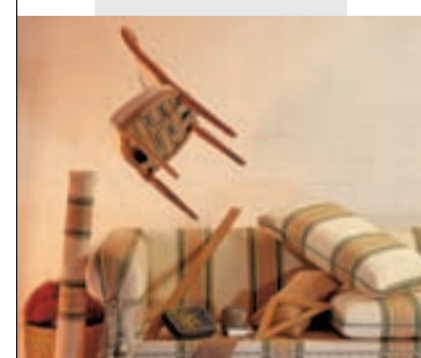
Die Absicht des Gesuchs ist indessen offensichtlich: die politische Provokation. Wenn Polizeivorsteher Daniel Leupi das Gesuch der Occupy-Paradeplatz-Bewegung bewilligt, gibt es objektiv keinen Grund, den FDP-Ratsmitgliedern Bourgeois und Lauber einen Korb für ihr Anliegen zu geben. Leupi muss dann allerdings damit rechnen, dass die für Bewilligungen zuständige Abteilung der Stadtpolizei Zürich in Zukunft von ähnlichen Gesuchen überschwemmt wird. Bewilligt Leupi das Gesuch der Occupy-Bewegung indes nicht, gibt er zu, dass das öffentliche Demonstra-

tions-Campieren auf dem Lindenhof gar nicht bewilligungsfähig ist.

99 Monate bewilligungsfähig?

Der Entscheid über das Gesuch stand am Freitag noch nicht fest. Die Occupy-Aktivisten hatten am Donnerstag nach expliziter Aufforderung des Polizeidepartements schliesslich doch ein Gesuch zur Bewilligung des Zeltlagers eingereicht. Darauf kündigte Departementssekretär Reto Casanova an, das Gesuch werde bewilligt, «falls der Inhalt nicht völlig abwegig sei» (NZZ 4. 11. 11). Sollte sich die beantragte Dauer von 99 Monaten, die im Rahmen einer basisdemokratischen Occupy-Vollversammlung beschlossen wurde, nicht als «völlig abwegig», sondern als bewilligungsfähig erweisen, müsste das Gesuch der beiden FDP-Gemeinderäte eigentlich ausser Acht gelassen werden.

MURALTO
INNENEINRICHTUNGEN



EIGENE ATELIERS

- POLSTERMÖBEL
- VORHÄNGE
- SCHREINEREI

MURALTO INNENEINRICHTUNGEN AG
NÜSCHELERSTRASSE 24 • 8001 ZÜRICH
TEL. 044 213 13 63 • WWW.MURALTOAG.CH

Zürich

Vom Heimbub zum Heimleiter

Bis zu seiner Pensionierung hat Sergio Devecchi über seine Kindheit im Heim geschwiegen. Hätte er sich früher geoutet, wäre seine Karriere so nicht möglich gewesen, ist er überzeugt.

Von **Monica Müller**

Zürich - Sergio kennt das Familienleben nur durchs Schlüsselloch. Jeweils am Sonntag ziehen sich die Heimeltern mit ihren vier Söhnen zurück in die Familienstube. Die Heimkinder kauern vor der geschlossenen Tür und schauen abwechselungsweise eine Minute durchs Schlüsselloch. Sie sehen, wie die Knaben auf dem Schoss der Eltern sitzen, alle zusammen reden und lachen. Schön ist das - und schmerzhaft.

Sergio Devecchi kommt 1947 als uneheliches Kind in Lugano zur Welt. Als er 14 Tage alt ist, wird er im Kinderheim «Dio aiuta» (Gott hilft) in Pura bei Lugano abgegeben. Erst als er in den Kindergarten kommt und die Mütter und Väter der anderen Kinder sieht, wird ihm bewusst, was ihm fehlt. Er fragt im Kinderheim nach seiner Mutter und nach seinem Vater und stösst auf eine Mauer des Schweigens. «Ich dachte, ich sei selber schuld und schämte mich.»

Flucht barfuss und im Pyjama

Nie sucht jemand des Gespräch mit dem Jungen, auch dann nicht, als das Heim in Pura schliesst. Eines Tages steht einfach sein Kofferchen vor der Tür. Der Vormund fährt vor. Der 11-jährige Sergio wird ins Auto verfrachtet, er kommt jetzt in ein anderes Kinderheim. Am ersten Abend in Bellinzona läuft Sergio davon, Richtung Pura. Beim Monte Ceneri greift ihn die Polizei auf. Er kommt in ein Heim nach Pollegio. Nachts flieht er durchs Toilettenfenster. Wieder findet ihn ein Polizist und bringt ihn zurück. Auch aus dem Heim in Chur büxt er aus. In Zizers nimmt er fünfmal Reissaus, marschiert stets den Gleisen entlang Richtung Süden, Richtung Pura. Im Pyjama und barfuss. «Dieser Ort und die Leute waren alles, was ich hatte.»

Sergio wird eingesperrt. Aus dem Fenster schaut er in den Hof hinab. Dort steht ein Junge mit einer Heugabel. Er winkt Sergio zu und lächelt. Von diesem Moment an läuft Sergio nicht mehr fort. Im Gott-hilft-Stammhaus in Zizers wird gebetet, Halleluja gesungen und «gchrampft», auch sonntags. Wer zu spät kommt, wird mit Lebertran im Porridge bestraft. Wer widerspricht, wird geschlagen, an den Pranger gestellt oder muss ohne Znacht ins Bett. Auch nächtliche Märsche barfuss im Schnee gehören zu den Erziehungsmaßnahmen.

Sergio arbeitet sich hoch zum Stallburschen. Morgens um 5.30 Uhr steht er auf, mistet den Stall, versorgt 30 Kühe, zwei Pferde und die Schweine. Als Stallbursche bekommt er zum Frühstück Milch mit einem Tropfen Kaffee statt bloss Porridge, und er hat mehr Freiheiten und Verantwortung als die andern. Zeit zum Spielen haben die 60 Kinder jedoch nie. Die Heimmutter erkennt Sergios Intelligenz und hilft ihm, sein Deutsch zu verbessern. Er besteht die Prüfung für die Sek und besucht als einer der wenigen die Schule im Dorf. Mit 16 Jahren fragt er den Heimvater, ob er ins Gymnasium darf. Die Antwort ist eine Ohrfeige.

Stumm beim fremden Onkel

Mit 18 Jahren folgt der zweite grosse Schock. Sergio wird unvorbereitet aus dem Heim in Zizers entlassen. Ein Onkel, den er noch nie gesehen hat, holt ihn ab



Sergio Devecchi schaut in der Ausstellung «Verdingkinder reden» ins Büro der Vormundschaftsbehörde. Foto: Dominique Meienberg

und fährt ihn nach Lugano. Bei diesem Fremden wohnt er nun und spricht kein Wort. Der Onkel hält den stummen Jugendlichen nicht aus, organisiert ihm eine KV-Lehrstelle und schiebt ihn in ein möbliertes Zimmer ab. Sergio vermisst seine Tiere und die andern Kinder. Der Lehrlingslohn reicht nur bis Mitte Monat. Manchmal steckt der Lehrmeister Sergio einen Batzen zu, manchmal bleibt er hungrig. «Das war die schlimmste Zeit meines Lebens», sagt Devecchi. «Ich war völlig vereinsamt.»

Sergio findet heraus, wer seine Mutter ist und wo sie arbeitet. Mit einem geliehenen Velosolex fährt er zu ihr ins Restaurant, schaut sie an. Doch sie will nichts von ihm wissen, verleugnet ihn, schickt ihn weg. Auch auf seinen Brief antwortet sie nicht.

Mit 16 Jahren fragt er, ob er ins Gymnasium darf. Die Antwort ist eine Ohrfeige.

Ein Sozialarbeiter stellt die Weichen für Sergio Devecchis Zukunft. Er schlägt ihm vor, sich zum Erzieher weiterzubilden. «Es war Zufall, begleitet von der Sehnsucht, dazuzugehören.» Devecchi absolviert ein Praktikum in einem Heim und studiert Sozialpädagogik. Er klettert die Karriereleiter hoch, vom Erzieher zum Leiter des Jugendheims Schenkung Dapples im Zürcher Seefeld, und wird Präsident des Schweizerischen Fachverbandes für Sozial- und Sonderpädagogik. Während all der Jahre schweigt er über seine Vergangenheit, erfindet eine andere Biografie für sich. «Die Angst, vom Stigma des verschupften Heimbuben eingeholt zu werden, war gross.»

Erzählt Sergio Devecchi von früher, erinnert er sich auch immer an Schönes. Die Natur gab ihm viel, die Pfirsiche und Feigen vom Baum schmeckten himmlisch, die Tiere in Zizers waren wie eine Familie. Die Polizisten, die ihn aufgriffen, waren alle nett und luden ihn zum Essen ein, bevor sie ihn ins Heim zurückbrachten. Im Kinderheim in Pura war Anneli, eine Helferin mit leichtem Downsyndrom und Klumpfuss, die ihn gern hatte und ihm hin und wieder Süßigkeiten zusteckte. Die Deutschstunden mit der Heimmutter in Zizers fanden bei strahlendem Sonnenschein draussen statt. «Solche Momente und Menschen geben mir Kraft.»

Viele Verding- und Heimkinder konnten ihre Vergangenheit nie verarbeiten. Devecchi hatte Glück, wie er sagt. Die Gespräche mit den Heimkindern halfen ihm, auch seine eigene Kindheit zu verdauen. Er fragte sie immer und immer wieder, wie es ihnen gehe, was sie beschäftigte. Wie sehr er sich in sie einfühlen konnte, ahnten sie nicht. Sagten ihm Jugendliche, «sie haben ja keine Ahnung, wie das ist im Heim», dann sei er manchmal nahe dran gewesen, seine Geschichte zu erzählen. «Doch es ging nicht um mich», sagt Devecchi. Hätte er von sich erzählt, er hätte das Empfinden der Jugendlichen herabgesetzt.

Die Frau stand der Mutter nahe

Sein grösstes Glück fand Devecchi mit seiner eigenen Familie. Seine Frau und die beiden Söhne waren die Einzigen, die seine Vergangenheit kannten. Als die Kinder auf die Welt kamen, nahm Devecchis Frau Kontakt mit seiner Mutter auf. Die Enkel hätten ein Recht, ihre Grossmutter zu kennen, sagte sie. Die beiden Frauen kamen sich nahe, so nahe, dass Devecchi dachte, jetzt würde seine Mutter über damals reden. Warum hatte sie

ihn weggegeben? War es ihre Entscheidung gewesen? Wer war sein Vater? Doch dann starb Devecchis Frau an Krebs, und er musste die Kinder selbst grossziehen. Er verabredete sich noch einige Male mit seiner Mutter, doch sie liess ihn immer kurzfristig sitzen.

Vergebliche Suche nach Akten

Archive halfen ihm bei der Suche nach seiner Identität nicht weiter. Nur eine einzige Akte konnte er finden, mit dem Eintrag: «figlio illegittimo», unehelicher Sohn. Das nennt Sergio Devecchi, der mit solchen Begriffen umsichtig umgeht, einen Skandal. Seit er in Pension ist, setzt er sich für Verding- und Heimkinder ein. Ihre Geschichte gehöre endlich publik gemacht: «Wenn Unrecht passiert, soll man das zur Kenntnis nehmen, ins Bewusstsein rufen und aus Fehlern lernen.» Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf entschuldigte sich an einem Gedenk Anlass in der Strafanstalt Hindelbank bei ehemaligen unschuldig eingesperrten Jugendlichen. Eine solche Geste würde er zurzeit noch nicht schätzen: «Entschuldigen kann man sich erst, wenn die Aufarbeitung erfolgt ist.»

Zu seiner Pensionierung organisierte Devecchi eine Fachtagung mit dem Titel «60 Jahre Heimerziehung». Unter den geladenen Gästen war neben 200 Fachleuten und Kollegen auch der Junge mit der Heugabel, dessen Lächeln Sergio mit 12 Jahren überzeugte, in Zizers zu bleiben. Devecchi erzählte seinen Kollegen erstmals, dass er selbst im Heim aufgewachsen war. Die Anwesenden waren berührt und überrascht und wiederholten: «Das hätte ich nie gedacht!» Das späte Coming-out habe ihm gut getan. Aber die Reaktionen hätten ihn in seinem Grundgefühl bestätigt. «Hätte man meine Geschichte gekannt, meine Karriere wäre nicht möglich gewesen.»

Ausstellung

Verdingkinder reden

Die Ausstellung «Verdingkinder reden – Enfances volées» will ein dunkles Kapitel der Schweizer Geschichte vor dem Vergessen bewahren. Sie lässt ehemalige Verding- und Heimkinder aus der Deutschschweiz und der Romandie zu Wort kommen. In Tondokumenten berichten sie über ihr Leben und den Umgang mit ihren Erinnerungen. Die Hörbeispiele wurden aus 300 Interviews ausgewählt. Weitere Informationen ergänzen die Ausstellung, die seit 2009 bereits an sechs verschiedenen Standorten zu sehen war. Die Wanderausstellung ist vom 8. November bis zum 1. April 2012 im Schulhaus Kern im Zürcher Kreis 4. Das Verdingwesen war in der Schweiz bis in die 1960er-Jahre verbreitet. Hunderttausende Kinder sollen davon betroffen gewesen sein. (mom)

www.verdingkinderreden.ch

Winterthurerinnen sind sehr zufrieden

Winterthur - Die Zufriedenheit der Einwohner mit ihrem Wohnort nimmt zu. In der jüngsten Bevölkerungsbefragung gaben 77 Prozent an, sehr gerne in Winterthur zu leben. Vor zwei Jahren waren es 75 Prozent gewesen, vor vier Jahren erst 72 Prozent. Bei den Frauen schneidet die Stadt mit 81 Prozent überdurchschnittlich gut ab. Gemäss einer 2009 von der Uni Lausanne veröffentlichten Studie leben in Winterthur denn auch die glücklichsten Frauen der Schweiz.

Doch immer mehr Einwohnerinnen und Einwohner machen sich Sorgen wegen der Wohnungsknappheit. Das Thema hat gegenüber der letzten Befragung an Bedeutung zugenommen und landete auf Platz 2 des Sorgenbarometers. Trotz reger Bautätigkeit ist das Angebot auf dem Wohnungsmarkt knapp geworden. Vor allem der Mittelstand bekundet Mühe, geeigneten Wohnraum zu finden. Am meisten genannt werden Probleme mit dem Privat- und Langsamverkehr. Man stört sich vor allem an Baustellen und Strassenumbauten, und nur vereinzelt an Staus. Deutlich abgenommen hat in Winterthur die Skepsis gegenüber Fremden. Vor zwei Jahren nannten noch 6,1 Prozent Ausländerfragen als Problem, nun sind es gerade noch 2,5 Prozent. (rd)

Nachrichten

Unfall

Knabe fiel in Schacht und verletzte sich schwer

Maur - Ein zehnjähriger Schüler hat sich gestern Zugang zum abgesperrten Treppenabgang zur Zivilschutzanlage eines Schulhauses auf der Forch verschafft. Laut Kantonspolizei hat er sich zwischen Gitter und Mauer hindurchgezwängt. Am Ende der Treppe stürzte er in einen drei Meter tiefen Schacht. Dabei zog er sich so schwere Kopfverletzungen zu, dass er von der Rega ins Spital geflogen werden musste. (rd)

Verhaftung

Videokamera überführte zwei Uhrendiebinen

Winterthur - Zwei mutmassliche Diebinen sind am Donnerstag in Winterthur dank einer Überwachungskamera festgenommen worden. Die beiden 31- und 24-jährigen Schweizerinnen stehen im Verdacht, in einem Juwelergeschäft eine Uhr im Wert von mehreren Tausend Franken gestohlen zu haben. Das Deliktgut sowie kleine Mengen Amphetamine wurden bei einer Hausdurchsuchung gefunden. (bg)

Careum-Direktor

Neuer Präsident für die Zürcher Spitäler

Zürich - Christian Schär präsidiert neu den Verband Zürcher Krankenhäuser (VZK), in dem alle öffentlichen Spitäler des Kantons Zürich zusammengeschlossen sind. Schär ist Geschäftsführer des Careum Bildungszentrums für Gesundheitsberufe und war früher Spitaldirektor in Uster, Baden und im Thurgau. Er übernimmt das neue Amt von Heinz Spälti, der dem VZK seit 1994 vorstand. Mit Schärs Wahl zeigt der Spitalverband, dass ihm die Nachwuchssicherung ein wichtiges Anliegen ist. (an)

Kontrolle

Acht kontrollierte Velos waren mangelhaft

Winterthur - Im Sinne der Prävention hat die Stadtpolizei in Zusammenarbeit mit der Schulleitung und dem Elternrat gestern beim Schulhaus Oberseen eine Velokontrolle durchgeführt. 75 Fahrräder wurden auf ihre Betriebssicherheit geprüft. Acht Velos wurden beanstandet. Niemand erhielt eine Busse. (bg)

Anzeige

JA zu unserem Flughafen
JA zu unserem Wohlstand
JA zu sicheren Arbeitsplätzen
Volksabstimmung 27. November 2011
2 x JA
 Komitee Pro City-Flughafen Zürich

Anzeige

für faire ferien



JA AM 27. NOVEMBER

www.faireferien.ch

Fremdplatzierungen heute

Fachleute kritisieren fehlende Kontrolle

Wie viele Kinder heute bei einer Pflegefamilie oder in einem Heim aufwachsen, kann man nicht sagen - die Zahlen werden nicht erhoben. Über eine Fremdplatzierung befindet die Vormundschaftsbehörde, die sich aus politischen Laien zusammensetzt. Mit dem neuen Kindes- und Erwachsenenschutzgesetz wird sie ab 2013 neu eine Fachbehörde. Ihr gehören zwingend ein Jurist, ein Psychologe oder Pädagoge und ein Sozialarbeiter an. «Diese Professionalisierung ist ein Schritt in die richtige Richtung», sagt Mirjam Aebischer vom Fachverband Sozial- und Sonderpädagogik Integras.

Besorgt zeigt sich Aebischer darüber, dass viele Gemeinden die Fremdplatzierungen an private Organisationen delegieren, die damit Geld verdienen. Auch

die Begleitung der Pflegefamilie ist in solchen Fällen Sache der Vermittlungsorganisation, die nicht kontrolliert wird. «Es besteht das Risiko, in ein modernes Verdingkindwesen abzurutschen.»

Bei der Entscheidung, ob ein Kind besser in einem Heim oder einer Pflegefamilie aufwächst, wird laut Aebischer zu wenig auf die Bedürfnisse des Kindes geschaut. Weil eine Pflegefamilie weniger koste als ein Heimplatz, würden auch Kinder, die in einer grösseren Gemeinschaft besser aufgehoben wären, bei Pflegefamilien untergebracht.

Die Aufarbeitung des Heimwesens in der Schweiz sei zwingend, sagt Aebischer. «Wird man sich bewusst, wie etwas in 50 Jahren beurteilt werden könnte, entscheidet man vorsichtiger.» (mom)

Das Leid der Verdingkinder nicht länger totsichweigen

Die Ausstellung «Verdingkinder reden» im Politforum des Bundes im Käfigturm beleuchtet ein wenig rühmliches Kapitel der jüngeren Schweizer Geschichte. Wir haben mit zwei Betroffenen die Ausstellung besucht. Dora Stettler aus Muri und Roland M. Begert aus dem Liebfeld waren Verdingkinder, und beide haben ein Buch über ihre geraubte Kindheit geschrieben.

Was hat Sie als Direktbetroffene an der Ausstellung «Verdingkinder reden» besonders berührt?

Dora Stettler: Auf den alten Fotos zu sehen, wie die Kinder angezogen sind und wie sie arbeiten, zum Beispiel auf den Äckern. Das ruft in mir starke Erinnerungen daran wach, wie ich auf den Knien Kartoffeln auflesen musste und wie der Korb nie voll werden wollte. Und dann hat man mir stets gesagt, dass ich zum Zvieri keinen Ankebock (Butterbrot) bekäme, wenn ich mich nicht beeile.

Haben Sie oft Hunger leiden müssen?

Stettler: Ja, wir bekamen zu wenig Frühstück; sauer gewordene Milch mit alten Brotstücken drin. Das hätte dann reichen sollen bis zum Mittag, aber wir mussten uns oft schon kurz nach dem Frühstück übergeben. Wir hatten also eigentlich nichts im Magen und blieben bis am Mittag hungrig. Dann gab es zum Zmittag als Schulverpflegung wieder Milch und Brot. Was mich bis heute wurmt ist, dass man uns einfach alles gestohlen hat. Man hat unsere Weihnachtspäckli von Verwandten unterschlagen. Sie haben einfach genommen, was ihnen gefallen hat, Kleider und Unterwäsche und alle schönen Sachen.

Verdingkindern wurden ja nicht nur Geschenke gestohlen, sondern auch ein Teil ihrer Kindheit, wie der französische Ausstellungstitel «enfances volées» deutlich macht. Welcher Teil Ihrer Kindheit wurde Ihnen geraubt?

Roland M. Begert: Was ich selber erlebt habe auf dem Bauernhof, war nicht aussergewöhnlich schlimm. Es fehlte einfach an Liebe, Zuneigung und Geborgenheit. Das Essen war natürlich bescheiden, aber das war in landwirtschaftlichen Gebieten immer so gewesen. Zum Frühstück, zum Zmittag und zum Abendessen gab es Kartoffeln. Aber: Die Ausstellung vermittelt den Eindruck, das Verdingkind-Leben hätte sich nur während der obligatorischen Schulzeit und auf Bauernhöfen abgespielt. Sie sagt wenig über die Hintergründe der handelnden Personen (Vormund, Pfarrer, Lehrer) und über

das Nachher. Wie Verdingkinder nach der Schulzeit in Berufe gezwängt wurden, die sonst niemand machen wollte, wird kaum beleuchtet. Ich zum Beispiel wurde einfach nach Winterthur in die Firma Sulzer geschickt, wo mir eröffnet wurde: «Du wirst jetzt Giesser!» Später habe ich herausgefunden, dass es damals einfach an Giessern gefehlt hatte.

Die Vergangenheit als Verdingkind hat Ihnen also auch Ihren beruflichen Weg sehr erschwert?

Begert: Auf jeden Fall. Als Verdingkind hatte man kaum Chancen. Mein Lehrer hat meiner Bauernfamilie gesagt, ich müsste vom intellektuellen Standpunkt her die Sekundarschule besuchen. Das war aber aus verschiedenen Gründen nicht möglich. Erstens war die Sek. viel zu weit entfernt. Zweitens hätte man dafür ein Velo anschaffen müssen. Und drittens hätte ich weniger auf dem Hof arbeiten können. Doch das nehme ich den Pflegefamilien nicht einmal so übel, denn ich kenne leibliche Kinder von Bauernfamilien, die auch keine höhere Schule besuchen durften.

Im Kanton Bern wurde der unentgeltliche Sekundarschulbesuch erst 1957 eingeführt. Ich habe herausgefunden, dass man pro Semester 40 Franken hätte zahlen müssen. Das lag schlicht nicht drin. Verdingkinder kamen ja meist auf ärmere Bauernhöfe und haben die Knechte und Mägde ersetzt, die man sich nicht leisten konnte. Zudem: Um aus dem Ganzen herauszukommen, haben vor allem Verdingmädchen früh geheiratet. Meine Tante wurde schon mit 16 Jahren schwanger, und meine Mutter hat, kurz nachdem sie aus der Vormundschaft entlassen worden war, geheiratet. Solche Ehen sind leider oft gescheitert.

Frau Stettler, in welcher Zeit waren Sie ein Verdingkind?

Stettler: Ab 1934, als sich meine Eltern scheiden liessen. Ich besuchte seit drei Monaten in Bern die erste Klasse. Meine zwei Geschwister und ich wurden zuerst nach Heimenschwand gebracht. Wir dachten, es wäre ein Ausflug, bis wir auf



Dora Stettler und Roland M. Begert auf der alten Schulbank in der Ausstellung «Verdingkinder reden» im Käfigturm. Die pensionierte Bauzeichnerin ärgert sich noch heute darüber, dass man ihr einen Teil ihrer Kindheit und auch viele materielle Dinge gestohlen hat, der frühere Gymnasiallehrer setzt sich dafür ein, dass das Leid der Verdingkinder ins kollektive Gedächtnis unserer Gesellschaft eingepägt wird.

einem Bauernhof abgeliefert wurden. Mein Bruder kam dann zu einem anderen Bauern. Wir waren ein Jahr lang in Heimenschwand. Es ging uns ziemlich schlecht und wir wurden sehr vernachlässigt. Ich hatte ein böses Auge – die Bäuerin hatte mich geschlagen – und meine Schwester hatte einen Umlauf am Finger, der sich fast zur Blutvergiftung entwickelte. Als unser Vater zu Besuch kam und das sah, beschwerte er sich bei der Vormundschaftsbehörde. Danach kamen wir sofort zu einer anderen Familie in Zäziwil – und damit vom Regen in die Traufe. Es war eine Hausiererfamilie, die immer schauen musste, dass genug Geld reinkam. Wir bekamen auch dort praktisch nichts zum Frühstück und mussten noch vor der Schule das Haus putzen, und dann mussten wir im Laufschrift in etwa 25 Minuten in die Schule rennen. Am Mittag wieder dasselbe: schnell essen, abwaschen, in die Schule rennen. Das war unser Tagesablauf in Zäziwil.

Die Ausstellung heisst «Verdingkinder reden». Warum ist es so wichtig, dass man heute darüber redet?

Stettler: Man darf das Ganze nicht unter den Teppich kehren. Ich wollte das ja selber alles auch verdrängen. Aber dann hab ich mir gesagt: Die Nachwelt soll wissen, was da passiert ist. Also habe ich angefangen, Notizen zu machen. Als ich pensioniert wurde, habe ich sie ins Reine geschrieben. Daraus ist das Buch entstanden. Zuerst wollte ich es nur für meine Verwandten schreiben. Aber dann habe ich Jacqueline Fehr kennen gelernt. Sie hat mich dazu ermuntert, das Buch zu veröffentlichen. **Begert:** Viele ehemalige Verdingkinder erwarten von der Politik eine Entschuldigung oder eine finanzielle Entschädigung. Diese beiden Dinge interessieren mich nicht sonderlich. Aber ich will, dass das Wissen um die Verdingkinder ins historische und soziale Gedächtnis aufgenommen wird. Man soll in den Geschichtsbüchern davon lesen können. Bis jetzt ist dies leider nicht der Fall. Von einer demokratischen Schweiz erwarte ich, dass die zukünftigen Generationen auch dieses düstere Kapitel unseres Landes in einem Buch nachlesen können.

Das Verdingkinderwesen wurde von den Behörden organisiert. Welche Rolle hat dabei Ihr Vormund gespielt?

Begert: Meinen Vormund habe ich von der Geburt bis zum 20. Altersjahr nur zweimal gesehen. Von Gesetzes wegen

hätte er mindestens einmal pro Jahr mit mir und den Pflegeeltern reden und sicherstellen müssen, dass alles in Ordnung ist. Ein solches Gespräch hat aber nie stattgefunden.

Haben Sie nachgefragt, wieso nicht?

Begert: Ja, mit 24 habe ich meinen Vormund zu einem Gespräch aufgefordert. Er hat sofort reagiert, mich dazu eingeladen und mir erklärt, dass er über 300 Mündel habe. Und solange er von einem nichts höre, bleibe der Fall einfach in der Amtsstube im Hängeregister. Die Pflegeeltern haben kaum etwas gesagt, sonst hätte man ihnen das Kind, sprich die billige Arbeitskraft, weggenommen.

Gab es in Ihrem Leben Phasen, in denen Sie diese Erlebnisse verdrängt haben?

Stettler: Ja. Solange ich im Berufsleben war, habe ich nicht darüber geredet. Wenn jemand etwas über seine Kindheit erzählt hat, habe ich halt geschwiegen. Das hat mich lange Zeit bedrückt.

Begert: Die Stigmatisierung hat sich auch so geäussert, dass man uns eigentlich keine richtige Identität zubilligte. Zu mir als Heimkind hat man immer gesagt: «Hier kommt der Bachteler» (das Heim hiess Bachtelen). Ich wurde nie beim Namen genannt. Diese Diskriminierung ging nachher auf dem Bauernhof weiter. Dort war ich einfach der «Bub» und siezte die Pflegeeltern. Mir ist jedoch in den zahlreichen Gesprächen mit ehemaligen Verdingkindern aufgefallen, dass viele, die – wie Dora Stettler – die elterliche Fürsorge in ihrer frühen Kindheit kannten, mehr unter dem Verdingwesen gelitten haben als ich. Ich war von Geburt an im Heim und so fiel die Vergleichsmöglichkeit weg. So hatte ich wohl auch nicht denselben Schmerz. Es gibt viele ehemalige Verdingkinder, die – wie ich – eine Trotzhaltung aufgebaut haben. Aus diesem Trotz habe ich viel Kraft geschöpft und mir immer wieder gesagt: «Denen werde ich schon noch zeigen.» Ich hatte in meiner Kindheit und Jugendzeit oft gehört, ich sei nichts Wert, ein Vagant, ein Taugenichts – und ich wurde Lehrer.

Sie, Herr Begert, haben gesagt, dass Sie keine öffentliche Entschuldigung erwarten. Nun findet diese Ausstellung aber in einer Institution der Eidgenossenschaft statt, eine Bundesrätin hat die Ausstellung eröffnet, man widmet diesem Thema eine gewisse Aufmerksamkeit von offizieller Seite. Wie ist es bei Ihnen, Frau Stettler, wollen Sie eine offizielle Entschuldigung hören?

Stettler: Ja, eine Entschuldigung schon, aber weniger eine finanzielle Wiedergutmachung. Einfach ein Zugeständnis, dass man sich zu wenig um uns gekümmert hat. Ich finde, das sollte man schon aufarbeiten. Ich habe zwar nicht so stark gelitten wie vielleicht andere Kinder, da ich nur vier Jahre lang ein Verdingkind war und dann wieder bei meinen Vater lebte, der sich erneut verheiratet hatte. Trotzdem hat es mir natürlich mein Leben lang zu schaffen gemacht. Ich hatte immer Angst und konnte mich nie richtig äussern, ich stand immer zuhinterst und man hat mir stets den Mund verboten.

Begert: Ich kann das, was jetzt von der Politik an Aufmerksamkeit kommt, als Entschuldigung akzeptieren. Denn für mich ist es wichtig, dass es eine «tätige» Form von Entschuldigung ist. Ich sehe, dass man das Verdingwesen der Öffentlichkeit bewusst machen will. Man ist bereit, dafür Personal und finanzielle Mittel einzusetzen. Ich hoffe, dass die Besucher der Ausstellung das grosse Leid der Verdingkinder erkennen.

Interview: Christoph Hoigné



In solchen Amtsstuben wurden die Verdingkinder «verwaltet».

Verdingkinder reden

Die Ausstellung beleuchtet die Geschichte, die aktuelle Situation in der Schweiz und stellt Fragen zur Zukunft. Im Zentrum stehen Hördokumente von Betroffenen, ausgewählt aus Interviews, die im Rahmen zweier verschiedener Forschungsprojekte über die Fremdplatzierung von Kindern und das Verdingkinderwesen in der Romandie und in der Deutschschweiz entstanden.

Rahmenprogramm:

Mi., 29.4., 20 Uhr | Geraubte Kindheit – Wie war es möglich, dass so viele Verdingkinder ausgenutzt wurden?

Di., 5.5., 19 Uhr | Verdingkinder reden: Lesung mit Arthur Honegger, Autor von «Die Fertigmacher».

Di., 19.5., 19 Uhr | Verdingte Kinder – Verdrängtes Thema?

Di., 26.5., 19 Uhr | Fremdplatzierung heute – Wenn Kinder nicht bei ihren Familien aufwachsen können.

Roland M. Begert liest am 1.5. um 19.30 Uhr im Kirchgemeindehaus, Langnau und am 9.6. um 19 Uhr im Käfigturm aus «Lange Jahre fremd».

Käfigturm, Bern. Bis 27.6.
www.verdingkinderreden.ch

Unsere Gesprächspartner

Dora Stettler, Jahrgang 1927, ist in Bern aufgewachsen und wurde mit sieben Jahren als Verdingkind ins Emmental gegeben. Mit elf kehrte sie zu ihrem Vater zurück, der sich inzwischen wieder verheiratet hatte. Dora Stettler lernte das Handwerk einer Modistin und arbeitete später als Bauzeichnerin. Ihre Erfahrungen als Verdingkind schildert sie in ihrem Buch «Im Stillen klagte ich die Welt an. Als «Pflegekind» im Emmental».

Roland M. Begert, geboren 1937, wuchs als Heim- und Verdingkind auf. Nach der Primarschule musste er eine Lehre als Giesser absolvieren; danach war er als Fabrikarbeiter und Bäckergehilfe tätig. Nach dem Abendgymnasium studierte er 1968 als Werkstudent an der Universität Bern und promovierte zum Doktor der Wirtschaftswissenschaften. Während 30 Jahren war er Lehrer für Wirtschaft und Recht am Gymnasium Kirchenfeld in Bern. Seine Lebensgeschichte zeichnet er in seinem biografischen Roman «Lange Jahre fremd» nach.

Drechseln wie auf Ballenberg

Projektarbeiten ausgestellt

RAMONA TARELLI

Die Allgemeine Gewerbeschule und die Schule für Gestaltung präsentieren ihre diesjährigen Projektarbeiten.

Zwei schwarze Vitrinen stehen zwischen den Stellwänden. Unter ihrem Glas sind fein gemaserte Schalen und Becher ausgestellt. Gefertigt haben diese Dinge Schreinerinnen und Schreiner im dritten Lehrjahr. Die Arbeitstechniken, die sie dafür brauchten, konnten sie in einem Drechsel- und Holzbildhauerkurs auf dem Ballenberg erlernen.

Bei solch speziellen Projekten werden die Allgemeine Gewerbeschule Basel (AGB) und die Schule für Gestaltung Basel seit elf Jahren finanziell unterstützt. Ohne diese Beiträge der gemeinnützigen Scheidegger-Thommen-Stiftung mit Sitz in Basel wären Projekte von diesem Ausmass schlicht nicht realisierbar, sagt Urs Hügin, Informationsbeauftragter und Lehrer der AGB. «Bis zu 150 Stunden hat jeder Schüler oder Lehrling in sein Projekt investiert.»

GOLDFUND. Natürlich gebe es Kriterien, die ein Projekt erfüllen muss, um unterstützt zu werden. «Es muss ein echtes Projekt sein, das Resultat darf also nicht planbar sein.» Zudem müsse man das Ergebnis auch ausstellen können. Genau das ist nun in der Maurerhalle zu sehen.

Insgesamt stellen die beiden Schulen 22 Projekte aus. So zeigen zum Beispiel die Plattenlegerlehrlinge, was sie über Glasmosaik in Venedig gelernt haben. Die Berufsmaturanden präsentieren ihre Fotografien der Kultur- und Architekturstadt Brescia. Und die Zahntechnikerinnen stellen ihren Goldfund aus dem Napfgebiet aus.

Die Ausstellung findet in der Maurerhalle an der Vogelsangstrasse 15 statt und ist bis am 9. Dezember jeweils werktags geöffnet.



Späne. Lehrlinge zeigen gedrechselte Arbeiten. Foto Henry Muchenberger



Das Schweigen gebrochen. Erstmals beschäftigt sich eine Ausstellung mit dem Schicksal der Verdingkinder. Foto Henry Muchenberger

Schufften bis zum Umfallen

Im Historischen Museum kommen ehemalige Verdingkinder zu Wort

TARA HILL

Mit der eindrücklichen Sonderausstellung «Verdingkinder reden» wird im Historischen Museum ein dunkles Kapitel der Schweizer Geschichte aufgearbeitet.

Eines Tages hielt vor Ernst Fluris Elternhaus eine schwarze Limousine. Sie war gekommen, um Ernst abzuholen. Weil seine Eltern finanzielle Probleme hatten und der Vater zu viel trank, hatten die Basler Behörden beschlossen, Ernst an einen Bauern im Kanton Bern zu «verdingen». «Man hat mich einfach weggenommen», lautet rückblickend das bittere Fazit Fluris.

Fortan hiess es für den Primarschüler, um 4 Uhr morgens aufzustehen und mit den Knechten auf dem Hof zu arbeiten. Dies bis zur Nachtruhe um 9 Uhr abends, nur vom Schulbesuch unterbrochen. «Als ich beim Heuen mal nicht genug Kraft hatte, stiess mir der Bauer die Heugabel in den Hintern, bis ich blutete.» Einmal im Jahr durfte die Mutter ihn besuchen, seinen Vater sah er nicht mehr: «Er hat mir später gesagt, er hätte es nicht übers Herz gebracht.»

Ernst Fluri ist eines von schätzungsweise 100 000 Verdingkindern. Zu hören ist seine Geschichte im regionalen Fenster der Sonderausstellung «Enfances Volées – Verdingkinder reden», die morgen im Historischen Museum eröffnet wird. Das vom Verein Geraubte Kindheit konzipierte Ausstellungsprojekt arbeitet darin ein düsteres Kapitel Schweizer Geschichte auf: Denn vom frühen 19. Jahrhundert bis in die 1960er-Jahre war es in der Schweiz gängige Praxis, Kinder aus

sogenannten Problemfamilien zu entfernen. Die verfügte Fremdplatzierung konnte dabei Kinder aus armen Arbeiterfamilien genauso treffen wie uneheliche, Scheidungs- oder Waisenkinder. Besonders schwammig war die Verfügung aufgrund drohender «Verwahrlosung»: Hier hielten die Behörden fest, ob die Eltern aufgrund ihres «liederlichen Lebenswandels» eine Gefahr für das Wohl des Kindes darstellten.

AUSGEGRENZT. Was als Schutz- und Erziehungsmassnahme gedacht war, führte das vermeintliche Kindeswohl tatsächlich aber meist ad absurdum. «Oft wurden die Kinder ohne Vorankündigung von fremden Amtspersonen abgeholt, die sich als Verwandte ausgaben», erklärt Projektleiterin Jacqueline Häusler vom Verein Geraubte Kindheit.

Danach brachte man die Verdingkinder meist auf dem Land bei Bauern unter, die auf billige Arbeitskräfte angewiesen waren und auf ein möglichst hohes Kostgeld hofften. «Bei der Ankunft wurden den Kindern Spielsachen und Puppen abgenommen. Dies mit der Begründung: Ihr seid zum Arbeiten hier, nicht zum Vergnügen», erklärt Walter Zwahlen von Netzwerk Verdingt, einem Verein ehemaliger Verdingkinder, der aus einer Selbsthilfegruppe entstand.

«Manche hatten Glück, aber die meisten Pech», bilanziert auch Häusler das Los der Fremdplatzierten, deren Wohlergehen danach von den Behörden kaum mehr kontrolliert wurde. So lebten viele Kinder mit dem «Gesinde» in

Ställen, arbeiteten bis zur totalen Erschöpfung und litten unter Hunger sowie psychischer, physischer und sexueller Gewalt. Am schlimmsten aber trafen die Kinder ihre Einsamkeit, die Trennung von den Eltern und die Ausgrenzung aus der neuen Pflegefamilie.

TOTGESCHWIEGEN. Lange Jahre blieb das Schicksal der Verdingkinder ein Tabu, das von den Behörden totgeschwiegen wurde. In der Barfüsserkerche arbeitet «Verdingkinder reden» die Geschehnisse nun erstmals aus Sicht der Betroffenen auf: In Hördokumenten und Videos wird sowohl der Alltag der Kinder wie auch ihr Umgang mit den traumatischen Erlebnissen dokumentiert. Basis des Projekts bildeten 300 Interviews mit Zeitzeugen, die im Rahmen eines Forschungsprojekts über das Verdingwesen unter Leitung der Professoren Ueli Mäder und Heiko Haumann an der Universität Basel geführt wurden.

Bisher ist die Wanderausstellung eine Erfolgsgeschichte: Über 27 000 Menschen besuchten die Stationen in Bern und Lausanne, bis 2013 soll ein weiteres Dutzend Städte folgen. Auf eine offizielle Anerkennung des erlittenen Unrechts warten die Opfer des Verdingwesens allerdings bis heute. «Wir wollen kein Geld, nur eine Entschuldigung», so Zwahlen im Namen der Betroffenen.

Sonderausstellung «Enfances Volées – Verdingkinder reden», Barfüsserkerche, Di–So 10–17 Uhr. Bis 28. März.

> www.hmb.ch

moment mal

Der rasierte Weihnachtsbaum

MISCHA HAUSWIRTH

Wie im Wald sehen sie aus, genauer gesagt, wie direkt dem Fichtenstangenholz entnommen. Stangenholz nennen die Förster jene Bäume, die auf Brusthöhe weniger als zwanzig Zentimeter Durchmesser aufweisen und aus einem Wald kommen, der oben grün und im Innern dunkel ist. Doch die zwei Bäume am oberen Spalenberg sind nicht Muster einer Forstmaschinenfirma, die für effiziente Entastungsmethoden wirbt. Die Fichten sollen vielmehr Basels Prestigeberg ein adventliches Ambiente verleihen.

Der Basler Weihnachtsschmuck-Guru Johann Wanner findet die Spalenberg-Weihnachtsbäume Ausgabe 2009 «hässlich». Er sagt nur: «Die sind vollkommen massakriert, gleichen mehr einem Schirm als einer Tanne.»

Die Basler Allmendverwaltung hat die Weisung für kahle Stämme während der Adventszeit erlassen – grundsätzlich müssen die Weihnachtsbäume am Strassenrand 4,5 Meter ab Boden astfrei sein, damit sie den Verkehr nicht beeinträchtigen. Diese Regel kommt auch am Spalenberg zur Anwendung. Grund: Kehrriemwagen, Lastwagen sowie die Einsatzfahrzeuge von



Polizei, Sanität und Feuerwehr müssen vorbeifahren können, ohne dass sie daran hängenbleiben und Leuchtgirlanden samt Baum zu Boden reissen. Eine Ausnahme aber gibt's am Spalenberg: Auf der Trottoirseite müssen nur 2,5 Meter astfrei sein. Die Asymmetrie ist also staatlich verordnet.

Vielleicht sollten die Geschäfte künftig, statt rasierte Bäume aufzustellen, dekorierte Fichtenäste aufhängen. Die Äste gibt's bestimmt bei den Forstbetrieben, die gerade eine Stangenholzdurchforstung durchführen.

mischa.hauswirth@baz.ch

«Dann mache ich eben ein Sudoku»

Grossratspräsident Patrick Hafner (SVP, 44) über schlechte Präsenz und langweilige Debatten

INTERVIEW: VALENTIN KRESSLER

Patrick Hafner, seit Anfang Februar dieses Jahres «höchster Basler», ärgert sich nicht nur über die mangelnde Präsenz der Parlamentarier, sondern auch über den Lärm der Laubbläser.

BaZ: Herr Hafner, wenn man die Grossratssitzungen besucht, so ist die mangelnde Präsenz der Parlamentarier augenfällig. Viele Grossräte halten sich während den Debatten im Vorzimmer auf und kommen nur für die Abstimmung in den Saal. Stört Sie das nicht?

PATRICK HAFNER: Doch, das stört mich. Ich ärgere mich vor allem, wenn es immer so lange dauert, bis alle wieder im Saal sind. Trotzdem sage ich dann jeweils nochmals, über was wir abstimmen – ich will sicher sein, dass meine Kolleginnen und Kollegen wissen, um was es geht.

Andreas Burckhardt (LDP), einer Ihrer Vorgänger als Grossratspräsident, hat die Parlamentarier wegen der mangelnden Präsenz auch schon an Sitzungen

öffentlich gemassregelt. Was halten Sie davon?

Leider nützt das nichts. Ich habe mir Gedanken gemacht, wie man die Kolleginnen und Kollegen eher im Saal behalten könnte – das ist aber noch nicht spruchreif und wird, falls überhaupt, erst nach meiner Amtszeit eingeführt werden können.

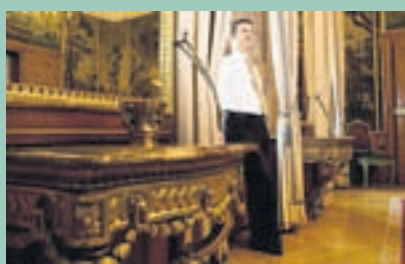
Hand aufs Herz: Oft sind die Debatten, etwa jene zum neuen Kulturgesetz, nur für Insider spannend. Würden Sie hin und wieder nicht auch lieber mit Ihren Kollegen im Vorzimmer plaudern?

Klar. Aber dann mache ich eben ein Sudoku. Wobei ausgerechnet das Kulturgesetz für mich keine langweilige Materie ist: Ich bin überzeugt, dass wir uns sehr genau überlegen müssen, was im Bereich Kultur Staatsaufgabe ist und was nicht.

2008 reichten Sie einen Vorstoss «betreffend Sinn und Unsinn von Laubbläsern» ein. Um was ging es Ihnen dabei?

Ich ärgere mich regelmässig, wenn mit diesen lauten, stinkenden und no-

DAS WOCHENGESPRÄCH als e-mail-interview



von: patrick hafner
an: basler zeitung
betreff: präsenz

tabene viel Feinstaub verursachenden Geräten Laub an Orten weggeblasen wird, wo es liegen bleiben könnte. Es gibt Naturorganisationen, die das für gewisse Fälle empfehlen. Die Stadtgärtnerei hingegen muss solche Geräte einsetzen, hat sich aber selbst sinnvolle Regelungen gegeben.

Aber bei gewissen Privaten hat man schon den Eindruck, sie hätten Freude am Lärm...

Sie kandidierten bei den Regierungsratswahlen im vergangenen Jahr und scheiterten klar. Werden Sie 2012 wieder antreten?

Ich darf doch festhalten, dass ich deutlich das beste Resultat der Nichtgewählten hatte – und dass ich seither viele Leute getroffen habe, die mich gerne in der Regierung gehabt hätten. Was allerdings im 2012 sein wird, werde ich erst zu gegebener Zeit zusammen mit meiner Partei entscheiden.

Wann wird in Basel-Stadt der erste SVP-Regierungsrat gewählt werden?

Soll ich jetzt sagen 2012? Ich hoffe es, denn ich bin überzeugt, dass die SVP ihren Platz auch in der Regierung haben muss – schliesslich haben wir etwas zu sagen und beizutragen. Auch unser Wähleranteil deutet sehr auf einen Regierungssitz hin.

> **AM FREITAG MIT LESERFRAGEN**

WOCHENMÄRKTE

NORDWESTSCHWEIZ

Aesch: Dorfplatz, Sa 9–13 Uhr.
Arlesheim: Dorfplatz, Fr 9–11 Uhr.
Basel: Marktplatz, Mo, Mi, Fr 6–19 Uhr; Di, Do, Sa, 6–13.30 Uhr und jeden Monat am zweiten und letzten Samstag bis 18 Uhr.
Basel: St. Johannisplatz, Sa 9–14 Uhr.
Basel: Matthäusplatz, Sa 8–13 Uhr.
Basel: Neuwarenmarkt, Barfüsserplatz, Do 7–20 Uhr.
Basel: Tellplatz, Sa 8.30–15 Uhr.
Binningen: Kronenweg, Fr 8.30–11 Uhr.
Bottmingen: beim Werkhof, Di 8.30–11.30 Uhr.
Liestal: Stadttor, Di- und Sa-Vormittag.
Rienach: Gemeindehausplatz, Fr 8–11.30 Uhr.
Riehen: Im Singeisenhof, Fr 8–13 Uhr.

MÄRKTE/BAZAR

NORDWESTSCHWEIZ UND NAHES UMLAND

Basel: Flohmarkt, Petersplatz, 5. 12., 7.30–16 Uhr.
Basel: Wintermarkt, St. Johannisplatz, 5. 12., 9–17 Uhr.
Birsfelden: Bauernmarkt, Feldschlössliplatz, 5. 12., 9–12.30 Uhr.
Dornach: Weihnachtsmarkt, beim Heimatmuseum Oberdornach, 5. 12., 10–17 Uhr. Markttermine jeweils bis Mittwoch an:
> stadt@baz.ch
oder per Post: Basler Zeitung
Stadt, Postfach, 4002 Basel.
Elsass: Flohmärkte
> www.vide-greniers.org



Eindrücke aus der Erziehungsanstalt Sonnenberg im luzernischen Kriens, 1944: Knaben bei der Arbeit.



Bern, 1940: Drei Kinder dieser Familie sind schon fremdplatziert.

Es ist eines der dunkelsten Kapitel der jüngeren Schweizer Geschichte: Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts wurden unzählige Verdingkinder als billige Arbeitskräfte ausgebeutet, oft auch misshandelt und erniedrigt. Der Verein «Geraubte Kindheit» lässt in einer **Wanderausstellung** Betroffene zu Wort kommen und kämpft damit gegen das Vergessen.

Ehemalige Verdingkinder erinnern sich

CAROLE SCHNEUWLY

Hunderttausende Kinder, so schätzt man, wurden in der Schweiz im 19. und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein aus wirtschaftlichen oder sozialen Gründen bei fremden Familien platziert, wo sie zwar ein Dach über dem Kopf hatten, oft aber auch als billige Arbeitskräfte missbraucht oder gar misshandelt wurden. Das Schicksal dieser Verdingkinder gilt als eines der düstersten Kapitel der jüngeren Schweizer Geschichte und ist bis heute erst lückenhaft erforscht und aufgearbeitet.

In der Schweiz dürfte heute noch eine fünfstellige Zahl ehemaliger Verdingkinder leben. Um sie zu Wort kommen zu lassen und um das Thema der Fremdplatzierung von Kindern einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wurde der Verein «Geraubte Kindheit» gegründet, mit dem Ziel, eine auf mehrere Jahre angelegte Wanderausstellung zu dem Thema zu realisieren.

Stimmen von Betroffenen

Seit diesem Sommer nun ist die zweisprachige Ausstellung unterwegs durch die Schweiz; derzeit ist sie im Historischen Museum Lausanne zu sehen. Grundlage der Ausstellung

sind rund 300 Interviews mit ehemaligen Heim- und Verdingkindern, die zwischen 2003 und 2007 im Rahmen von Forschungsprojekten der Universität Basel einerseits und der Ecole d'Etudes Sociales et Pédagogiques Lausanne andererseits geführt wurden. Die



Aussagen der Zeitzeugen beziehen sich auf den Zeitraum zwischen 1920 und 1960.

Die Ausstellung versteht sich als Plattform für Menschen, die etwas zu sagen hätten, schreibt der Verein «Geraubte Kindheit». «Sie will ein Kapitel der Schweizer Geschichte vor dem Vergessen bewahren, indem sie den Stimmen von Betroffenen Raum gibt.» Man habe nicht den Anspruch auf wissenschaftliche Vollständigkeit, denn eine solche Untersuchung müsste neben den Lebensbedingungen der Kinder, ihrer Familien und Pflegefamilien auch Fragen rund um die Motive und Arbeitsweise der

Behörden und Erziehungsinstitutionen berücksichtigen. Das könne die Ausstellung nicht leisten. Sie wolle aber zu Fragen und Diskussionen über Geschichte, Gegenwart und Zukunft der ausserfamiliären Erziehung anregen.

Schrittweise Annäherung

Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen die Hördokumente der interviewten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Die Präsentation ist so aufgebaut, dass der Besucher sich diesen Menschen allmählich annähert. Der erste Teil ist eine allgemeine Einführung ins Thema und zeigt, dass Kinder zu allen Zeiten ausserhalb ihrer Familien platziert wurden. Zu Wort kommen auch Persönlichkeiten, die ausserfamiliäre Erziehungsformen kritisiert haben und hier quasi für die ehemaligen Heim- und Verdingkinder sprechen.

Im zweiten Teil äussern sich zum ersten Mal die Betroffenen selbst, indem sie sich an jenen Tag erinnern, an dem sie von zu Hause weggeholt wurden – für viele ein traumatisches Erlebnis. Danach folgt der Hauptteil der Ausstellung mit vier Hörstationen zu vier Themenfeldern: Pflegeorte, Schule und soziales Umfeld, die Beziehung zu den Behörden und die Überlebensstrategien der Kinder.

Ein eigener Ausstellungsteil ist den Bewältigungsstrategien gewidmet, die den ehemaligen Verdingkindern halfen, ihr Leben als Erwachsene zu meistern. Im nächsten Teil erhalten die Zeitzeugen schliesslich ein Gesicht: Hier sind Video-Interviews zu entdecken, in denen sie Wünsche für die Gegenwart und die Zukunft formulieren. Der Abschluss der Ausstellung ist offen gestaltet und entlässt die Besucher mit einer Reihe von Fragen rund um die ausserfamiliäre Erziehung, aktuelle Probleme und mögliche Zukunftsszenarien.

Da die Ausstellung fast ausschliesslich auf den Berichten von Zeitzeugen basiert, ist es



zwangsläufig ein subjektives und einseitiges Bild, das die Besucher mit nach Hause nehmen. Es seien vor allem Stimmen vertreten, die von Missständen, Not und Leid erzählten, sind sich die Ausstellungsmacher bewusst, betonen aber

gleichzeitig: «Es gab auch Verding- und Heimkinder, die eine schöne Kindheit hatten.» Es sei möglich, dass sich auf die Aufrufe im Rahmen der beiden Forschungsprojekte eher Leute gemeldet hätten, die Unrecht erlitten hätten und darüber berichten wollten.

Grenzen der Oral History

Die Methode der Oral History, die auf der Befragung von Zeitzeugen beruht, stösst hier wie immer an ihre Grenzen und müsste durch klassische historische Methoden ergänzt werden. Solche Untersuchungen existieren heute erst zu einzelnen Regionen oder Institutionen. Die Ausstellung «Enfances volées – Verdingkinder reden» ist daher nur ein erster Schritt. Sie entspreche, so die Verantwortlichen, dem Wunsch der Betroffenen, über ihre Erfahrungen zu berichten – und sie solle dafür sensibilisieren, sorgsam mit jenen Kindern umzugehen, die heute und morgen ausserhalb ihrer Familien aufwachsen.

Bis zum 15. November ist die Ausstellung im Historischen Museum Lausanne zu sehen: Di. bis Do. 11 bis 18 Uhr, Fr. bis So. 11 bis 17 Uhr. Nächste Stationen: Historisches Museum Basel (3.12.09–28.3.10), Historisches Museum Baden (9.4.–31.8.10). Nach Freiburg soll die Ausstellung im Sommer 2012 kommen (Museum für Kunst und Geschichte). Details im Internet: www.verdingkinderreden.ch.

Geschichte

Verschachert auf dem Verdingmarkt

Möglichkeiten der Fremderziehung, sei es bei Verwandten, in Pflegefamilien, in Spitälern, Armen- oder Waisenhäusern, gibt es seit dem Mittelalter. In der Schweiz war die Tradition der Familienplatzierung als ältere Form der Verdingung in allen Landesteilen und sowohl in städtischen wie auch in ländlichen Gebieten bekannt. Vielerorts fanden regelmässig sogenannte Verdingmärkte statt, auf denen die Not leidenden Menschen jenen Familien zugeteilt wurden, die von der Fürsorge am wenigsten Kostgeld verlangten. Dieses Geld war für die meist bäuerlichen Familien ebenso wichtig wie die billige Arbeitskraft der Kinder. Erste Kritik am Verdingwesen wurde schon im frühen 19. Jahrhundert laut; prominente Kritiker waren etwa Johann Heinrich Pestalozzi oder Jeremias Gotthelf. Dennoch verschwand das System erst im 20. Jahrhundert, als das Anstalts- und Sozialwesen allmählich verbessert und professionalisiert wurde. cs



Verdingmädchen im Jahr 1940 im Kanton Bern: Der Armeninspektor kontrolliert Schuhe und Zähne; ein Mädchen ist mit einer Strickarbeit beschäftigt.

KULTURNOTIZEN

Offene Ateliers im Kesselhaus

Weil am Rhein. Beim Tag der offenen Ateliers im Kulturzentrum Kesselhaus stehen den Besuchern alle 21 Ateliers offen: Die Ateliers sind von 11 bis 18 Uhr geöffnet. Dabei sind auch die beiden Künstlerinnen Susanne Roewer und Christina Battaglia.

„Passione dell Arte“

Weil am Rhein. Ein Tag der Offenen Tür in der Galerie „Passione dell Arte“ bei Susanne Schultze-Trautmann findet am Sonntag, 13. Dezember, 14 bis 18 Uhr, Albert-Schweizer-Straße 7/1, in Weil am Rhein statt. Die Malerin präsentiert ihre neuesten Arbeiten.

TAMPhilo

Weil am Rhein. Die Freiheitsphilosophie des Deutschen Idealismus - das ist das Thema im TAM-Philo am Sonntag, 6. Dezember, 16.30 Uhr. Referentin ist Prof. Dr. phil. Lore Hüh, Uni Freiburg. Darin geht es unter anderem um Schellings Schrift „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit“, eine kritische Auseinandersetzung mit Fichtes praktischer Philosophie. In deutlicher Differenz zu Hegel begreift Schelling den Gebrauch der menschlichen Freiheit von deren Missbrauch her und gesteht dem Bösen damit die Dignität einer eigenständigen Wirklichkeit zu.

Gerd Jansen

Grenzach-Wyhlen. Gerd Jansen öffnet sein Atelier am Samstag, 5. Dezember, von 11 bis 18 Uhr. Im Mittelpunkt steht das Internet-Projekt www.countune.com bei dem jeder künstlerisch mitwirken kann und das überraschende Bildmöglichkeiten zulässt.

„Ich weinte sehr oft“

„Verdingkinder reden“: Bewegende Ausstellung im Historischen Museum Basel

Von Gabriele Hauger

Basel. Armut, Tod der Eltern, Scheidung, uneheliche Geburt, Verwahrlosung - es gab viele Gründe, warum ein Kind zum Verdingkind wurde. Ein hartes Los, das die oft in Bauernfamilien gesteckten, hart arbeitenden Mädchen und Jungen ihr Leben lang nicht losließ. Jetzt - wenn auch spät - reden sie. Eine engagierte, ebenso informative wie emotional bewegende Ausstellung des Vereins „Geraubte Kindheit“ im Basler Historischen Museum am Barfüßerplatz bereitet die traurige Geschichte dieser Kindheit zwischen 1920 und 1960 auf. Ehemalige Heim- und Verdingkinder kommen zu Wort, ausgewählt aus 300 Interviews, die im Rahmen zweier Forschungsprojekte in der Romandie und der Deutschschweiz (Uni Basel) durchgeführt wurden. Einige dieser Geschichten sind in der Region verankert.

Wir sehen ärmliche Waisenkind-Kleider, eine Amtsstube, in der per Formular das Schicksal der Kinder bürokratisch besiegelt wurde, oder eine Schule mit Holzpult und Lederranzen. „Vom Waisenhaus in die Schule durften wir immer nur eine bestimmte Straße entlang gehen. Wir durften nie durchs Dorf gehen.“ - steht hier geschrieben.

Besonders traurig stimmt eine Wand, an der verschiedene - mit heute verglichen - ganz bescheidene kleine Geschenke hängen, nach denen sich die Verdingkinder sehnten, die sie nie oder nur selten bekamen, die ihnen - wie ein Zitat verrät - gar von den sie betreuenden Familien weggenommen wurden: ein Stofftier, eine Sparbüchse, ein Buch.



Am meisten vermissten die einsamen, ohne Liebe aufwachsenden Verdingkinder ein kleines bisschen Zuneigung. Foto: Gabriele Hauger

Dazu sind große Fotografien aus dieser Zeit mit Zitaten von Verdingkindern gesetzt. Beim Foto von einer ärmlichen Bauernfamilie am Stubentisch steht eine Aussage von Ernst: „Ich weinte sehr oft. Ich wusste eigentlich auch nicht recht, warum. Einfach, weil ich verlassen, allein war, keine Zuneigung

hatte.“ In vielen aufgezeichneten Gesprächen kommt genau dieses traurige Verlassenheitsgefühl zum Ausdruck. Denn am Schlimmsten waren nicht die erduldeten Gewalt, die Armut oder die harte, unkindliche Arbeit - oft in Bauernfamilien -, sondern Ausgrenzung, fehlende Lie-

be, Einsamkeit.

Für die anschaulich gestalteten Hörstationen (Dialektkenntnisse empfohlen) sollte man Zeit mitbringen. Die Ton- und Filmdokumente gehen unter die Haut. Mit zitternder Stimme, dann wieder seltsam beherrscht, fast emotionslos schildern die heute Erwachsenen ihre so unkindliche Kindheit. Davon, dass sie keinen Beruf erlernen durften; dass sie Schwerstarbeit leisteten; dass sie hungerten; dass sie auf der untersten gesellschaftlichen Stufe standen; dass sie nur in der Schule ein kleines bisschen Anerkennung erfahren. Franz erzählt, wie sein Vormund zu Besuch kam und diesem das scheinbare Wohlergehen des Verdingkinds vorgegaukelt wurde. In Wahrheit musste der Junge auf einem Strohsack über dem Hühnerstall hausen und hungern.

Am Ende der Ausstellung stehen Ausblick und Mahnung zum heutigen Umgang mit Heimkindern.

Leben mit dem Trauma: Dora sagt, eigentlich habe sie das alles vergessen wollen. Dann aber hat sie es aufgeschrieben.

► „Verdingkinder reden“, bis 28. März, 2010, Historisches Museum Basel, Di. bis So., 11 bis 17 Uhr



Ho, Ho, Ho?

„Früher war alles besser.“ Eigentlich hätte ich nicht gedacht, dass ich - Jahrzehnte vor meinem wahrscheinlich höchst unsicheren Rentendasein (aber das ist ein anderes Thema) - diesen Satz mal vor mich hinbrudeln würde. Hab ich aber. Gestern, zwei Tage vor NIKOLAUS. Und warum? Weil mir dieses „Ho, Ho, Hoooo“ auf die Nerven geht.

In meiner Kindheit gab's das nicht! Da tapperten die Nikoläuse noch friedlich durch meterhohen Schnee, verteilten ihre Geschenke - und hielten hinterm Rauchscheibart weitgehend ihren Rand.

Heutzutage aber scheinen alle Nikoläuse aus Ami-Land zu kommen. Getarnte Herren mit Migrationshintergrund. Mitgebracht haben sie ihren penetranten Auftritt und ihren ebenso penetranten Akzent. Nicht einmal ihr doofes „Ho, Ho, Ho“ - wenn schon dann bitte mit rundem, deutschen „O“ - können sie richtig aussprechen. Das Ganze klingt eher wie ein alkoholisierter Breitmalfrosch. Den nächsten rotbemantelten integrationsunwilligen Gesellen werde ich mir vorknöpfen! Schließlich müssen wir Deutsche - ausgewiesene Spezialisten in Sachen besinnlicher Weihnacht - etwas für den Erhalt unserer Kultur tun.

Während ich in Gewaltfantasien schwelge, streckt ein grinsender junger Mitarbeiter den Kopf durch die Tür: „Schönes Wochenende! Ist ja Nikolaus, Ho, Ho, Hooo“. Als ich ihm die nächstbeste Zeitung an den Kopf werfe, seufze ich tatsächlich: „Früher war wirklich alles besser!“

Die zentralen Fragen der Moderne

Günther Förg: Wandmalerei und Fotografien in der Fondation Beyeler

Riehen. Die Fondation Beyeler präsentiert ein Ausstellungsprojekt von Günther Förg (geb. 1952), das aus Wandmalerei und 21 Fotografien besteht.

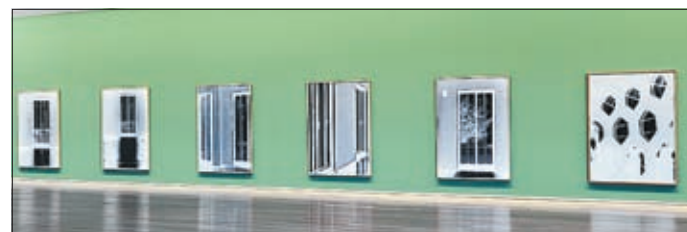
Förg lehrt an der Akademie der Bildenden Künste München. Spätestens seit seiner Teilnahme an der documenta IX (1992) gilt er als einer der interessantesten deutschen Künstler seiner Generation. Förg arbeitet mit einer Vielzahl von Medien: Zeichnung, Aquarell, Malerei, Fotografie

oder Skulptur stehen einander als gleichberechtigte Ausdrucksweisen gegenüber.

Für die Fondation Beyeler hat Förg eine stringente Bildinszenierung geschaffen, in der er Wandmalerei und Fotografie in einen vibrierenden Stimmungsraum überführt. Die Wandmalerei versetzt den großen Raum in ein spezifisches Kontinuum: Er wird von der Farbe gleichsam umklammert und „eingestimmt“. Dahinter steckt ein klares Kalkül. So sind die

beiden schmalen Abschlusswände mit einem tiefdunklen, blauhaltigen Paynesgrau bemalt, während die Hauptwand annähernd je hälftig mit einem Caput mortuum und einem Chromoxydgrün gefasst ist. Die freien Wände sind grau. Diese spezifische Farbgebung erfüllt den Raum mit einer ebenso irritierenden wie intensiven Stimmung aus konkurrierenden warmen und kalten Farbtönen, in der sich eine Folge von 21 großformatigen Foto-

grafien präsentiert. Es handelt sich um eine Auswahl früherer Architekturaufnahmen, in denen sich Förg grundsätzlich mit zentralen Fragen und Architekturen der Moderne auseinandergesetzt hat: Sie zeigen das Haus Lange in Krefeld, den Barcelona-Pavillon von Mies van der Rohe, das Haus Wittgenstein in Wien, die Villa Malaparte auf Capri und Hans Poelzig's IG-Farben-Haus in Frankfurt. Es sind Fensteransichten, die den



Günther Förg, Installationsansicht: Farbphotografie, Cibachrome Glaskaschierung auf Wandmalerei Foto: Serge Hasenböhler

Blick auf die von innen gesehenen Übergänge zum Außenraum lenken. Das Bild wird so im Sinne jener berühmten Fenstermetapher thematisiert, gemäß der es als Sicht in eine andere Welt erscheint. Die Fotografien sind positive Abzüge von Farbnegativen als schwarz-

weiße Prints, in denen die Lichtverhältnisse auf den Kopf gestellt werden. Der illusionistische Abbildungseffekt der Fotografie verliert sich damit in vagen Traumbildern. Die Klarheit der Architektur der Moderne löst sich in melancholisch unterlegte Spekulationen auf.

Anzeige

Jetzt gibt es ein ganz neues Programm von Interlücke: ALGO. Es ist jung, frisch, ökonomisch, mit-wachsend, wert-erhaltend.

START UP.

Damit junge Leute eine Chance für einen guten Einstieg haben. Und nicht für schlechte Produkte - gutes Geld ausgeben müssen.

ALGO und alles andere bei:
Becker Planen und Einrichten
Lörrach, Palmstrasse 4
Fon 00 49-76 21-85 52
info@becker-einrichten.de

creative inneneinrichter
becker
ALLES GUTE ZUM WOHNEN UND ARBEITEN